

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1931

56 (7.3.1931) Die Mußestunde

...wachten" drückte es in einem Tone, als würde ein unföhliches Kind erwacht.

Der Mann, dem die Aufforderung galt, der Mesner von St. Nikolai, hörte sie nicht. Er stand sich in diesen Augenblicken an der Menselreibe in halber Höhe des Turmes, keuchend, mit einer langen Baumgasse unterm Arm, eine Laterne in der Hand, klagte er in die dunkelglühende Tiefe. Der Wind tauchte durch die notischigen, scheibenlosen Lufen zu ihm herein. Pfeifend heulte es über und unter ihm. Sein Schatten hüpfte ihm voran, abgetrennt, verdrückt, verbogen, über die Treppen und Bänke im wackelnden Lichte der Laterne. Wie ein Ungeheuer drang es aus der niedrigen Tür, die vom Turme unter die Kreuzgewölbe der Kirche führte, und flodernd hastete es ins aufgeschwungene Dunkel, über alle Heiligen hin bis hoch in die Schnittpunkte der Gemölbe hinein; er kniete eilig nieder, betraugte sich vor dem Hauptaltar; und wie es aus der Turmtüre in die Kirche wuchs, verschwand es daraus wieder in die Sakristei. Die Männer draußen hörten die Schritte des Mesners achten. Vergeblich blickten sie bis tief mit ihren Armeerevoloren, mit den schweren Siefeln an die Türe geschlagen. „De, alter Schleiher — die Schlüssel!“ schrie nun einer der beiden verummigten Besucher, der Stimme nach ein jüngerer Mensch, und es lachte aus zwei Kehlen wie zu einem guten Wit. In wenigen Sekunden hatte der Mesner die königliche Söhne im Wegewand hinstant vertrieben. Der Schweiß perlte auf seiner kalten Stirne, als er nun den schweren Kiesel von der Türe schob und öffnete.

Hell fiel es über die Männer in das Schneegedächte; es wirbelte und tanzte im warmen Lichte, als schneite es nur vor der Türe der Sakristei; der Mesner von St. Nikolai stand dünn im gotisch-spitzen Tür Rahmen, und nichts als der atmofische Rof, vom Luftzuge bewegt, rührte sich an dieser bageren Gestalt. „Den Schlüssel her!“ fuhr der Jüngere der beiden Männer auf. Doch wie im Stehen eingeschlafen hand der Mesner da. „Er will nicht hören!“ schrie wütend eine tiefe, etwas verloffene Stimme, und der schwere Parabelum saulte in der Höhe: „Den Schlüssel her!“ Schrat der Mesner jetzt aus todähnlichem Schlaf? War es ein Lebender, der einen schweren Schlüssel mit großem Bart aus dem schwarzen Gewande hervorragte und ihn den Leuten hinreichte mit der blutlosen, toten, unheimlichen Gebärde eines künstlichen Menschen? Die Männer lachten sich an, als ermunterten sie sich gegenseitig, den Schlüssel in Empfang zu nehmen. „Was fehlt dir?“ raffte sich schließlich mittelbeid der Jüngere auf und griff ägernd nach dem Schlüssel. „Da, probier“ — redete der Ältere zu und hielt dem Mesner eine Fehlblosse hin, „der wärmt dir den Magen“. Der Mesner aber hielt kaum, Mumiensicht dürr und verrotten, seinen Geist an den Männern vorüber. „Herabamter Schleiher!“ fluchte der Mann mit dem Schnaps und machte tortelnd lehr, und der Jüngere starfte ihm ziemlich eilig nach.

Wie wenn in diesen immer dichteren, lautlosen Floden verborrenes Unheil niederfiel, so drückte und würgte das mirbelnde Chaos um Mesner herein unter die offene Tür. Es umwirbelte ihn im Luftzuge; es fiel weich über die schwarzen Zügel der Notchöhe rührten sich an dem Mesner; kein Arm erhob sich, die Türe zu schließen; groß und dürr, schattenhaft dunkel stand er da und lauerte, lauschte in das weiße Treiben hinaus. Was hätte sich noch ereignen sollen? Er hatte den Schlüssel zum Turm hergegeben und konnte nun wieder tun und lassen, was er wollte: a. B. das ewige Licht bezorgen und die Weihwasserkeffel auffüllen, als ob noch die täglichen Messen gefeiert würden, die edlen Metalle in Gewahrsam bringen, a. B. das Adlerbeil, den Kelch, die Teller, die Kreuze — und Nacht für Nacht mit einer Laterne in den Turm steigen, wie um zu schauen, ob die letzte Glocke von St. Nikolai noch an ihrem Stuhle hing.

Schwerer, undurchdringlicher drückte die Atmosphäre. Ballig durcheinander gemorren wälzten sich Himmel und Erde zur Sakristei heran. Die letzte Glocke von St. Nikolai läutete. In den Mauern, in den Siefeln tönte und hallte es; Stoß um Stoß, Schall um Schall prallte es ineinander — mit jeder Haler seines schwachen Körpers lauschte, lauerte der alte Mesner. Sein wackelndes Gesicht konnte sich heben, harrte unnerwand und etwas aufwärts gerichtet in den Schnee; es wirbelte schwarz vor seinen Augen; — er schloß und öffnete und schloß die tränenden Augen: — es wirbelte schwarz in feurig-rottem Dunkel vor ihm nieder.

Wie vom Frost zerpringend läutete es Alarm. Rufe webten lächerlich matt, stüfweise, wie abgewürgt, von den Häusern herüber. Ein Schuß knallte, verirrte sich ohne Echo. Dumpf schwang und graste es aus der verwehten Höhe herab. Unverändert blieb der Mesner in der offenen Türe stehen. Es fror ihn nicht; er spürte nicht, wie es zerfiel, zerlang auf seiner Stirne, in seinem Barte. Die Augen waren das einzige Bewegende an dieser steifen, asten Gestalt. Sie stauten bald entsetzt geöffnet, bald wie die eines überört Ermatteten zurückgeschrunpft in den tiefen, finsternen Höhlen. Sie brannten gierig alle Anspannung, alles Lauschen in diesen zwei Augen — und sie waren wieder erloschen und wie aus dem Gesicht ausgestochen. Sie laugten sich wie in höchster Erwartung auf etwas Leines, katastrophal Kosprechendes in die immerwährende Dunkelheit, stumpf, schwarz oder brennend, allühnd, löwend. Aber wie die Augen eines in seinen Schanden hehrlebigig Sterbenden schloßen sie sich, als es spitternd vom Turme herab trachtete, immer deutlicher in die Tiefe kletterte. Stürzte die Glocke vom Turme? Wie aus den Angeln gehoben schaute die eienbelohgene Türe nach dem donnernden Aufschlage. Die Steine in den Siefeln schienen sich zu verziehen — dann verfiel alles wieder in der endlos flodernden Lautlosigkeit.

Die letzte Glocke von St. Nikolai — sie läutete nicht mehr. Den alten Mesner fand man tags darauf ertroren auf der Schwelle zur Sakristei. Und die zwei Männer lassen, das Glodentheil

...mit Bettelwaisen unter der Trümmer der Höhe, von St. Nikolai. Spät, nach Monaten erst, stellte sich heraus, daß der Glodentheil an verschiedenen Stellen angelegt gewesen war. Josef Wernthale.

Glück in Insulinde

Tagebuch einer Weltreise.
Von Kurt Offenbura.

In den Krankenquartieren einer japanischen Hafenstadt

„Wenn Sie Lust und gute Nerven haben, kommen Sie morgen Abend mit auf Krankenvisite. Sie bekommen Einbild in chinesische, arabische, malaische Häuser. Das sieht sonst doch kein Europäer.“ Der deutsche Arzt, der mit Aufgeschlossenheit und schönem Helserwille mir in der ersten Zeit des Fremdenbesuchs mit leiserem Begehrtheit half, veriprach, mich als seinen Affistenten vorzustellen — wenn es nötig sein sollte.

Es war nicht nötig. Denn schon nach den ersten Krankenbesuchen spürte ich: niemals würden die „Anländer“ (Eingeborenen) wegen einer andere Frage an den Doktor zu stellen, als nach ihren Kranken. Der europäische Arzt, das ist für den Chinesen oder Arabier nicht nur ein einfacher weiser Mann, er schätzt ihn bewundernd zum Halbsohn; vorausgesetzt, daß er durch kein können sich das Vertrauen der Bevölkerung erworben hat. Ja, daß er — und dies ist nicht minder wichtig — ihr Wesen, ihre Lebensart, ihre Weltanschauung versteht und entsprechend mit ihnen umgeht. Ist das wechselseitige Vertrauen von Patient und Arzt in Europa schon von entscheidender Bedeutung, um wieviel entscheidender erst ist es zwischen Farbigem und Weißem.

Das Auto, von einem Malaien gesteuert, stoppt im Chinesenviertel vor einem Bijouteriegeschäft. Die Familie — Mutter und vier Söhne — erwarten den Doktor vor der Labentür auf der Straße. (Es ist Sitte, vor dem Haus zu warten, gilt als Zeichen der Respektierung.) Er trägt: „Mana lasti?“ („Wer ist krank?“), aber es stellt sich heraus, daß keines der Familienmitglieder krank ist. Aber bei Tet Sun Ho, einem Angestellten des Geschäftes, das zwei Monate alte Kind. Deshalb das nicht gleich am Telefon gesagt worden sei und er erst hierher fahren müsse? Wofür den Familien Umweg? Er müsse entschuldigen, der Herr Doktor, sagt die alte Chinesin, Tet Sun Ho sei ein armer Mann und sie wüßte nicht, ob der Doktor zu so einem Niederen gehe, hätte sie gleich gesagt, daß sie keine Hilfe nicht in der eigenen Familie brauchte.

Er lacht, mindert der Alten auf die Schulter und sagt zum jüngsten der dabei stehenden Söhne: „Los in den Wagen und seilal dem Chauffeur den Weg.“ Während der kurzen Fahrt erklärt er mir den Sinn der malaisch geführten Unterhaltung, von der ich nur wenige Broden verstand. Es sei lächerlich zu glauben, daß er nicht zu dem armen Teufel gegangen sei; aber so seien die Chinesen: immer glauben sie, man käme nur zu den schon eingewöhnten Patienten.

Der Wagen hielt. Und es begann — der Junge ging mit einer Taigenclempe voran — abwärts von der Straße eine Treppe hin durch ein Hüttengeviert, wie es nur in Indien möglich ist. Von einem Weg zu sprechen, wäre eine Ironie auf den jämmerlichsten Pfad, der durch ein deutsches Schutzabladegelande schließt: kaum drei Hände breit führte ein zusammengetretenes Erwas, unterbrochen von knöchelstiefen Regenlachen, an hell abfallenden Vertiefungen vorbei. Zu beiden Seiten amüßten wieder „Wen“ ab; fanden winzige Holzblüten, vor denen die Frauen kochten. Die Küche ein offenes Holzfeuer am Boden oder ein aufgestellter einflammiger Schifmannsofen; das Kochgeschirr: eine kleine Pfanne aus der betäubend, die ganze Umachung einhüllend, der penetrant herbüße Geruch des Kokosöls stieg. Die zubereitete Speise: Reis, Reis in jeder Form.

Die Beleuchtung dieser Küchen vor den Häusern an knapp drei Hände breiten Weg (wir müßten jedesmal einen Bogen um die Feuerstelle oder den transportablen Herd machen); sie bestand aus einer kleinen Flasche Lampe. Durch den Hals, eingestemmt im Spalt eines Blechstückchens, hing ein zusammengebrühter Wollfaden, der das Petroleum aufwaute; die Flamme, durch keinen Zylinder geschützt, schwannte kaum in der schweren unbewegten Luft, ruhte aber fürchterlich. Als belebende Statisten: Kinder, Kinder — üppig an Zahl wie nur bei Chinesen.

Endlich, nach einem rätselhaften Ficksadweg an der Wohnnung Tet Sun Ho's. Wieder, wie vorher beim Juwelier, fanden die Leute wartend an der Tür. Er war also doch gekommen, der Doktor.

Der Mann öffnete, d. h. er schob eine Balkenplatte auf Seite. Wir fanden im Schlaf im Krankenzimmer. An der Wand eine jener Petroleumlampen, wie bei uns vor einem Vierteljahrhundert sie zur Treppenbeleuchtung verwendet wurden. Der winzige Raum wurde fast ganz ausgefüllt vom Klambu-Bett. Nur an der vorderen Längsseite hing ein Kles, oft gestopftes Moskitoenet; mit der anderen Seite und dem Fußende hand es hart an der aktiven Wand. (Ich dachte an die frei, lustig im Raum lebenden Betteln im Hotel und den Europäern.) Das Kopfteil aber hatte als Kederian eine Schutzwand zusammengesetzt aus chinesischen Zeitungen, bei deren Anblick man sich fragte: überwiegen die Buchstaben oder die schwarzen Hinterlassenschaften von Fliegen und Katerläusen auf dem einst weißen Papier?

„Eine solide vererbte Soph'is“, sagte der Freund, der sich über das Kind beugte. „Sehen Sie her. Drei Monate alt. Obendrein tüchtig Asthma. Hören Sie, wie es ischt.“

...brauchte einen jener drastischen Verweise, wie sie der Mediziner braucht, mit sich bringt. „Was ist damit“, fragte er auf malaisch und wies auf den rechten Unterleib des reumatsischen Kindes, der faulig bild mit bunten Laven umwickelt war.

Die Mutter — sie las die ganze Zeit mit untergeschlagenen Beinen im Bett — antwortete etwas, das ich nicht verstand. Der Mann — er machte Dreißig sein, die Frau Anfang der Zwanzig — redete gleichseitig mit viel Eifer, und aus dem Ton entnahm ich, daß er irgend eine entscheidende Erklärung abgab.

„Immer die alte Schmeierei“, sagte der Freund auf deutsch. „Natürlich ein Geschwür. Sehen Sie nur die Dredklappen! Der indische Doktor hat eine Salbe drauf geschmiert und der „Verband“ soll zwei Wochen nicht h.runter. Sehen Sie nur, wie die Frau plärrt. Wenn sie nicht mehr an ihren Wundermann glauben, dann kommen sie zum Europäer.“

Er begann ein Rezept zu schreiben. „Masi cream oben.“ Er sollte zur Apotheke gehen und die Medizin besorgen. Wenn kein Bezug wieder nötig sei, solle er telefonieren.

Dies war in Meester Cornelis, einer Vorstadt Batavias. Zehn Minuten weiter und wir besuchten eine andere Chinesenfamilie. Der Fall war belanglos: der Schwiegerlohn lag zu Bett — überreifen. Denn leit fünf Tagen wurde Toiletenschaum gehalten, der verstorbenen Großmutter zu Ehren.

Vor dem Haus auf der Straße standen Papiraltäre und rund herum brannten kleine Kerzen. Auch die Götter waren verlammt, gleich buntfarbig, von Lichtern umfellt: Götter aus Papier — verfiel sich. Im Hür saßen sehr oder zwölf Frauen und — spielten Karten.

Eine Woche lang hoden sie da und dreßen Karten. Eine Woche lang arbeiten sie nichts, Teetrinken und Kartenbild — die Tote verlannt es so.

Im vordersten Zimmer auf einem Kielesisch, der fast den Raum ausfüllte, war wieder ein Altar aufgebaut; rechts und links von ihm saßen wieder Götter, aber davor waren in Duzenden kleiner Schüsseln alle erdenklichen Lieblingsgerichte der Tolen aufgestellt. Jeden Tag wurden die Speisen frisch zubereitet und den Göttern geopfert. Reis und Fisch, Obst und Fleisch, Brot und Zucker, Reiswein und Konfekt. Daneben lagen die Eßbestecke: die langen Eßstößel, mit denen die Chinesen die einzelnen Reiskörner, die winzigen Fleisch- oder Fischstücke essen.

Es war ein wohlhabende Familie, der hier die Großmutter gestorben war. Jetzt rüdte die Töchter oder Schwiegertöchter an ihre Stelle. (Ueber die unumgängliche Herrichtertolle der Großmutter bei den Chinesen in einem späteren Bericht ausführlicher.) Der Doktor fragte eine der Frauen: „Bis wann?“ „In drei Monaten“, antwortete sie. — „In vier“, sagte eine andere Frau. Sie waren beide in angenehmen Umständen.

Als wir wieder im Wagen saßen, fragte der Freund: „Wissen Sie, wo die wirkliche Gelbe Gefahr für den Europäer liegt?“ „In ihrem Fleis“, sagte ich. „In ihrem verundert an.“ „Sie beobachten ichari, alle Achtung. Aber ich meine medizinisch. Wissen Sie wo? Im Uterus der Chinesen.“

Jetzt war das Staunen auf meiner Seite, aber er erklärte: Die Chinesin bekomme Kinder, Jahr um Jahr. Ihre Fruchtbarkeit, das ist die große Gefahr. Was ist dagegen die europäische Frau? „Ich wüßte ein, daß die häufig an geborene Saphilis bei Chinesen doch nicht ohne Einfluß auf die Lebensfähigkeit der Neugeborenen sei.“

„Die Sterblichkeit ist minimal, mein Freund. Die Saphilis nicht mehr sehr aktiv. Der Mann ist krank, die Frau ist krank; das Kind ist lebensfähig, das ist das Tolle. Ich habe da eben wieder einen Fall.“

Er berichtete von einer jungen Chinesin, die zum erstenmal geboren habe: eine Totgeburt. Jetzt sei sie wieder schwanger, mache aber eine Kur durch: er wette, das Kind komme, wenn auch nicht „tadellos“, so doch lebensfähig zur Welt. Und er erz: blte mir Fälle dieser Art aus seiner Praxis, und immer wieder kamen wir auf das eine Problem: Weiße Rasse — Gelbe Rasse.

Ich sagte: er wisse ja selbst, daß eine Geburtenkontrolle für Deutschland unerlässlich sei, solle der Lebensstand nicht noch mehr sinken Ober, ob er wünsche, daß nicht nur der Deutsche, sondern der Europäer, Mensch produziert gleich dem Chinesen? Wo sei in Europa der Lebensraum für Millionen und Millionen mehr Menschen? Wo das Brot bei der Wirtschaftszersplitterung, wo die Arbeitsmöglichkeit bei der herrschenden Weltkrise?

Er wisse das alles, sagte er. Aber wenn man die Geschichte unter dem Gesichtspunkt der Generationen betrachte, ob ich seinen wolle, daß die Gelbe Gefahr im Uterus der Chinesin liege? Und daß die Europäerin, arößenteils hofterisch und funderstehen sei?

Die erste Behauptung war unlegubar, die zweite bestritt ich. Nicht hofterie, nicht Kinderkinder ist Ursache des Geburtenrückganges: die ökonomische Lage ist, die Unmöglichkeit ihnen eine würdigenwertige gute Erziehung zu geben: die Unmöglichkeit, ob ein Familienvater übermorgen noch in der Lage ist, seinen Kindern satt zu essen zu geben. Hier liege der Hund begraben, und nicht in der Hofterie. Die Fruchtbarkeit der chinesischen Frau in Ehren; aber dieie Kinder sind mit acht Jahren schon Kapital, sie helfen mitbedienen; in den europäischen Kulturstaaten mit hofterem Schulzwang und Verbot der Kinderarbeit, kann das Verdienen vieler ist einmal mit Sechzehn oder Neunzehn an: je nachdem, was der Junge lernt.

„Ja, Sie haben recht“, sagte er. „Kommen Sie, wir wollen sehen, was dem Vater fehlt.“

...schloß hatte. Es war schwer, ihn zu recht zu machen. Deshalb heilten die Hausmütter, so wie es eine der Hausmütter von Geindien, löstete es immer viel Zeit bis man ihn ausfindig machte. Hinter der Straße gab es oft noch eine „Straße“ und manchmal eine dritte: ein Gewirr von Däusen und Hütten.

Ein Mann kam die Straße herunter gelaufen. Er hatte das Licht des Autos gesehen, dachte, daß es der Doktor ist, der sich nicht gleich zu recht fand.

Der Patient lag auf einer Holprattiche, die in einem nackten Raum stand. Nur einige Kleiderlegen hingen an der Wand. Der Mann, vielleicht hierja alt, wies stöhnend seinen rechten Fuß: einen schwarzen, aufgeschwollenen Klumpen. Ineffentlich — nicht lebensgefährlich. Während der Freund die nötigen Verablungsmregeln gab, war ein anderer Arbeiter in die Stube gekommen. „Das ist ein Nachbar“, sagte der Kranke, „er will, daß du ihn unterluchst, Tuan dokter.“

Während der Neuhinzugelommene die Brust entblöste und der Freund sich die Hände wusch, machte er mich auf das Gesicht dieses Arbeiters aufmerksam. Es hätte das Dingwies nicht bedurft: wie der Fremde vor offenen Tür hereintrat wirkte ich, das ist der höchste Arbeitertopf, den ich bis jetzt gesehen habe. Das Gesicht schmal und frag, die große Nase oben wie bei spätarischen Statuen, die dunkelenden Augen schwarz wie das kurz geschorene Haar und der Spitzbart, das das Goldbraune der Haut noch tiefer machte. Die Stirne geräbt und rein, klar wie ein Topaz.

Er war lungenkrank, der Schöne. Der Freund borchte, klopfte ab, verbot ihm das Raarettenrauchen, verordnete irgendetwas, das ich wieder nicht verstand.

In manchem Abend war ich mit unterwegs Fahr kreuz und quer durch die weite Stadt, kam in die Vororte; gewann Einbild in die Häuser der Eingeborenen, der Malaien, Sundanaien, aber hauptsächlich in die der Chinesen und Indo-Europäer. (Die reizen Europäer interessierten mich nicht, das konnte ich anderswo auch haben.)

Die Indo-Europäer: Mischung aus Anländern und Europäern. Durchaus geachtet, gleichmäßig gleichberechtigt in Niederländisch-Indien. Viele von ihnen haben eine vollstete Schulbildung und Zugang zu den höchsten Regierungsstellen. Sie leben, um mit Beirlich Mann zu sprechen, „Zwischen den Käffen“: sind nicht Europäer, aber auch nicht mehr Indier. Im politischen Leben sind sie ein Faktor mit dem die Regierung rechnet. Ihre Lebensart gleicht der der Europäer, ja sie ist überbetont europäisch. (Ein späterer Aufsat wird näheren Aufschluß über sie geben.)

Eines der nachhaltigsten (und bedrückendsten) Erlebnisse bei meiner „Affistentenrolle“ war dieses: eine junge Jananerin, die in der deorsifiver Melancholie litt. Man hatte den Art erst gerufen — nicht die Angehörigen, sondern Bekannte — als die Kranke seit Tagen nichts mehr aß.

Sie lag, ausgezehrt, spindeldürr, leblos in der aufeisernen Bettstelle. Lag bewußtlos, mit irren Augen und reagierte auf keine Probe. Sie schien wie eine Tote, und mir, dem Laien, verriet nur ein schwaches Stöhnen, daß sie noch lebte. Wie zuvor hatte ich einen solchen Menschenverfall gesehen, lebte nicht im Arken.

Die Schwester hand daneben und jammerte, als der Arzt die Reflexproben machte. Ein Stück Holz hätte sich bei diesen Versuchen regen müssen. Er fragte die Schwester etwas, sie antwortete mit einem Wortschwall.

Er überlebte mir: „Seit fünf Tagen ist sie nicht, seit sechs Wochen sprich sie nichts mehr. Ueb-stummer. Jamohl, das geht noch. Hier stirbt sie, muß ins Krankenhaus. Passen Sie auf, wie die Alte nebenan gleich zern wird.“

Er hatte recht. Als das Wort Koemab-jakti, Krankenhaus, fiel, begann die Mutter zu schreien und sich zu wehren. Sie wollte ihre Tochter nicht hergeben.

Da fragte der Freund irgendetwas in scharfem Ton, und plötzlich war sie still und sagte: „Tida, tida tuan.“ — „Tide bait“ antwortete er.

„Ich habe ihr mit der Polizei gedroht, das einzige Mittel, die Kranke freiwillig heraus zu bekommen.“ In dieser Nacht schlief ich schlechter als sonst.

Welt und Wissen

Eine Hochschule zur Ausbildung der Flieger, das erste Institut dieser Art in der Welt, soll jetzt in England, und zwar auf dem durch den Motorport bekannt gewordenen Gelände von Brooklands errichtet werden. Der Vater des Planes, der Fliegerbaumeister Duns, äußerte sich über die Aufgaben der neuen „Luft-Universität“, das heißt ein großes Bedürfnis für eine allseitige Ausbildung der Flieger. Piloten, die nicht vorzüglich vorgebildet sind, bedeuten eine ernste Gefahr für den Flugverkehr, der immer größere Ausdehnung erlangt. Nun gibt es gegenwärtig keine Schule, in der alle die Kenntnisse erworben werden können, die der moderne Flieger notwendig hat. Der Lehrkurs, den die Schüler unserer Universität bis zur Abschlußprüfung durchzumachen haben, wird u. a. die Navigation, Witterungslehre, Maschinenreparatur umfassen, die bisher noch zu wenig berücksichtigt wurden.

Sowjetische Buchführung. „Nun, Tomarisch Oberbuchhalter, stimmt dieses Jahr die Abrechnung auch bis auf die Kopfe?“ — „Natürlich, haars-man bis auf jedes Kometen. Nur mit den Rubeln will es nicht so recht klappen.“